Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 35 | **29. April 1933** | **7. Jahrgang**

≈ ≈ Heimatecke ≈ ≈

Jugenderinnerungen

Von Justizrat Dr Victor Niemeyer, Essen

1. Fortsetzung

Mein Vater legte Wert darauf, die anderen Söhne zum Streichquartett musikalisch heranbilden zu lassen. Von dem aufgelösten fürstlichen Detmolder Orchester war ein Geiger Gerichtsdiener und Gerichtsvollzieher in Warburg geworden. Ein einfacher, vortrefflicher Mann, mit dessen Kindern wir uns bald befreundeten. Er unterwies meinen Bruder Curt in Cello-, uns andere im Geigen- und Bratschenspiel. Der Unterricht war viel besser, als man nach dem Preise von 50 Pfg. für die Stunde hätte annehmen dürfen. Jedenfalls brachte unser lieber Musikus Richter, der in seiner Originalität Vorwurf für eine Roseggersche Erzählung hätte sein können, es bald dahin, daß wir an den Geburtstagen der Eltern von ihm zusammengestellte Quartettsätze, später auch Haydn- und Mozartquartette vorspielen konnten.

Mein Vater, bald ein gesuchter und vielbeschäftigter Anwalt, namentlich auch von den Amtmannen der zahlreichen Rittergüter des Kreises, war in seiner Persönlichkeit, in seinen Neigungen und in seiner Lebenseinstellung mehr Künstler als Jurist und ein ausgezeichneter Klavierspieler. Von seinem Vater,[1] der eine bedeutende Bildersammlung hinterließ, von der leider nur noch der gedruckte Katalog und einige schöne Stücke an den Wänden unserer Eltern uns Anregung gaben, hatte er wohl seine allgemeine Künstlernatur geerbt, während ihm seine Mutter,[2] von der er seinen einzigen Musikunterricht erhalten hatte, die ungewöhnliche musikalische Begabung überkommen hatte. Schon als Gymnasiast hat er öffentlich gespielt und als Referendar mit seinem, mit einem schönen Tenor begabten Freund Steinmetz (späteren Kurator der Universität Marburg) Konzerte veranstaltet. Ich glaube nicht, daß die heutige Zeit mit ihren konzentrierten Berufsansprüchen einerseits und ihrer zersplitternden Oberflächlichkeit andererseits noch eine so eminente, universelle, sich auf alle Zweige der Wissenschaft und der Kunst erstreckende Bildung und Belesenheit ermöglicht, wie sie das Wesen meines Vaters ausmachte. Daß er seine große vielsprachliche Bibliothek auch geistig beherrschte, davon geben die Zeitungsausschnitte und handschriftlichen Notizen in jedem Buche aus seinem Besitz Zeugnis. Es verging auch kaum eine Mahlzeit, ohne daß sich aus dem immer angeregten, auf die Förderung unserer Allgemeinbildung gerichteten Gespräch nicht die Notwendigkeit ergab, ein Lexikon oder ein anderes Buch der Bibliothek einzusehen. Sein lebendiger Geist hat es auch verstanden, auf dem damals noch spröden Kulturboden der Kleinstadt künstlerische Interessen zu wecken. Alsbald nach seiner Niederlassung in Warburg rief er einen von ihm selbst dirigierten gemischten Gesangverein ins Leben, mit dem er weit über den Kreis der Stadt hinaus beachtete Konzerte veranstaltete. Meine Mutter, die mit großer Musikalität eine schöne Sopranstimme verband, war bei all diesen musikalischen Veranstaltungen, die durch die Heranziehung von Hilfskräften aus Kassel und Paderborn vielfach einen großen Stil bekamen, unentbehrlich. Zu den bedeutensten musikalischen Ereignissen dieser Art gehörte die Aufführung von Mendelsohns „Elias" am 28. April 1872 in der „Klosterkirche". Ich war damals 9 Jahre alt und habe deshalb von den äußeren Dingen einen stärkeren Eindruck behalten als von dem musikalischen Geschehen. Als nach dem ersten Chorsatz tosender Beifall einsetzte, stieg der evangelische Pastor Holzhausen, der schon nur mit Widerstreben die Kirche für die Konzertaufführung zur Verfügung gestellt hatte, auf eine Kirchenbank und hielt in berechtigter Entrüstung über die Taktlosigkeit der Beifallskundgebung eine donnernde Kapuzinerpredigt. Mir sind daraus noch die Worte erinnerlich: „Beim Anhören solcher Musik sollten Euch die Hände vor Ergriffenheit herunterfinken, und Ihr erhebt sie zu lärmendem, teuflischem Beifall". Man kann sich vorstellen mit welchem Schreck mein Vater bei Beginn des Konzertes den schon erhobenen Taktstock hatte sinken lassen und eingegriffen hatte, als er bemerkte, daß der Pauker im Orchester sich auf dem Taufbecken häuslich eingerichtet hatte. Diese Zwischenfälle beeinträchtigten aber nicht den großen Erfolg dieser Eliasaufführung, die auch von vielen auswärtigen Zuhörern aus Kassel, Paderborn, Arolsen und noch weiterer Umgebung besucht war. Im Rahmen seines Gesangvereines schlug mein Vater auch gelegentlich im Saale des Hotels „Zum Desenberg", d. h. den heutigen Restaurationsräumen — der jetzt vorhandene große Saalanbau stammt aus viel späterer Zeit — (damaliger Besitzer Köhne heute Struwe) in dem auch die kleineren Konzerte stattfanden, eine Bühne auf, über die unter seiner Regie Lustspielaufführungen gingen, die sicherlich das Durchschnittsmaß von Dilettanten-Aufführungen überschritten. Großen Eindruck machte die Aufführung von Gutzkows historischem Lustspiel „Zopf und Schwert", das ich auch heute noch nur in dem Bilde dieser Aufführung lesen und sehen kann. Die Kostüme waren dem Fundus des Königlichen Theaters in Kassel entliehen und zu der Regie hatte sich diesmal der meinem Vater befreundete Oberregisseur des Kasseler Theaters Häser verstanden. Von besonderem Interesse war für uns auf der Bühne die Erscheinung meines ältesten Bruders in dem hohen friderizianischen Grenadierhelm als er mit der von ihm in regelrechtem Unterricht erlernten Trommlerkunst die Prinzessin Wilhelmine auf Evermanns Wink aus dem Schlafe wirbelte. Das „Tabakskollegium", von Warburger Bürgern aller Schichten dargestellt, fand in mannigfacher Form in kindlichem Spiel Nachahmung. In einer Aufführung von Scenen des „Sommernachtstraums", bei der meine älteren Brüder mitspielten, machte mir den Haupteindruck der Eselskopf, der mit seiner grauen Stoffverlängerung den ehrsamen „Zettel" für mich täuschend verwandelte. Bei einer Stellung „lebender Bilder" auf der Gartenbühne des Hotels „Zum Desenberg", bei der ich in einem Kaulbach'schen Bilde einen Knaben im Vordergrunde zu stellen hatte, rief ich zu meinem Kummer unbeabsichtigte Heiterkeit hervor, als ich gegen die bengalische Beleuchtung der Bühnenrampe schützend die Hand vor die Augen hielt und damit die Ruhe des Bildes störte. Alle Theaterrequisiten versanken nach dem Gebrauche, zu dem sie mein Vater beschafft hatte, in der großen Schublade des schwarzen Sofas, aus dem sie gelegentlich wieder hervorgeholt wurden. Ein Hauptstück bildete davon der Eselskopf aus dem Sommernachtstraum, dessen Ohren durch Zugschnüre beweglich waren.

Die Bekanntschaft und Freundschaft meines Vaters mit vielen Künstlern und Schriftstellern seiner Zeit wirkte sich auch in das stille Leben der Kleinstadt aus. Manche von ihnen machten hier Halt, um meinen Vater zu besuchen, mit ihm zu musizieren, mit ihm Gedanken auszutauschen und mancher von ihnen verstand sich zu öffentlichen Vorträgen oder Konzerten. Einen nachhaltigen Eindruck hat hinterlassen die schöne Gestalt des Schiller-Biographen und ausgezeichneten Vortragskünstlers Emil Palleske, der wiederholt Gast meines elterlichen Hauses war und mit einem von meinem Vater veranstalteten Vortragsabend einen dankbaren Zuhörerkreis fand.[3]

Von den musikalischen Gästen steht in meiner Erinnerung der ausgezeichnete Geiger Bargheer vom Detmolder Hoftheater, der Kölne v. Königslöw, der musikalische Oberst Streccius aus Kassel, ein ebenso hervorragende Soldat wie Cellist, der linkshändige Geiger Richard Barth aus Münster, später Musikdirektor und Leiter des Hamburger städtischen Orchesters, der mit meinem Vater durch gemeinsame Freundschaft mit Johannes Brahms verbunden war. Beide musizierten u. a. oft die damals gerade erschienenen und viel bewunderten „Ungarischen Tänze" für Geige und Klavier von Brahms-Joachim, mit denen sie auch ein Konzert im Saal „Zum Desenberg" bestritten. Ein Bravourstück meines Vaters war Beethovens „Kreuzersonate", die er wiederholt auch in Warburg öffentlich mit ausgezeichneten Künstlern spielte. Freundschaftlich und musikalisch verbunden war mein Vater auch mit dem Kreisgerichtsrat Ziegeler, einem ebenso vortrefflichen Cellisten wie berühmten Nimrod.

Zu alledem gab die Pflege der Hausmusik den Unterton. Täglich saß der Vater oft schon in frühester Morgenstunde am Flügel, allein oder auch in vierhändigem Spiel mit dem ältesten Sohn oder einen der jüngeren zum Saitenspiel begleitend, immer dabei unterrichtend. An den Sonntag Nachmittagen sammelte er die Kinder um das Klavier, um mit ihnen zwei und dreistimmige Lieder zu üben. Die Gemütswerte, die mit dieser hausmusikalischen Pflege des Volksliedes und der besten Kinderlieder von Reinecke u. a. in uns gelegt wurden, sind unvergeßlich geblieben. Ueber das Haus hinaus aber wuchs bei mancher Gelegenheit die Pflege der Jugendmusik. (Fortsetzung folgt).

[1] Sanitätsrat Dr. Eduard Niemeyer, Lützower Jäger, jüngster Sohn des Kanzlers August Hermann Niemeyer, Professor und Rektor Perpetuus der Universität Halle, Herausgeber vieler bedeutender pädagogischer und theologischer Schriften, auch Verfasser einer Reihe Oratorien, Arenkel August Hermann Frankes

[2] Julie, geb. Göschen, Tochter des Göttinger Pandektisten Göschen.

[3] Emil Palleske von 1823 bis 1880, schrieb „Schillers Leben und Werke", „Die Kunst des Vortrages", Dramen.

Rose von Flandern

Die Geschichte einer Liebe / Von Hellmut Kayser

Vertrieb: Romanverlag K. & H. Greiser, G m b. H., Rastatt

9. Fortsetzung

„Bin ich, Herr Förster, Jochen Wetter!"

„Ich bin der Förster Bartel! Nehm' Sie doch Platz, Herr Wetter! Schönen Namen haben Sie!"

„Habe ich! Bin mächtig stolz drauf, Herr Förster! Der kann ich Ihnen sagen, uff die janze Welt spricht man von keinem sooiel wie von mir!"

„Nanu . . . so een berühmtes Tier sind Sie?"

„Jawoll, na sie reden ja nun verschieden von mir! Wissen Sie, dem einen bin ich zu heiß, dem andern zu kalt, mal komme ich ihnen zu stürmisch, zu naß, zu unfreundlich vor . . . ich habe heute die Menschen zum Freunde, morgen schimpfen sie über mich!"

„Nanu, das verstehe ich aber nicht!"

„Na, aber Herr Förster . . . schimpfen Sie nicht auch manchmal über das Wetter?"

Da begriff ihn der alte Herr und lachte, daß ihm die Seiten weh taten.

„Gut, das haben Sie gut gesagt! Und recht haben Sie, Lieschen . . . Lieschen . . . ich muß Onkel Otto vertreten! Bring' mal dem Herrn Wetter ein Glas! Heute ist schön Wetter, da wollen wir nicht auf ihn schimpfen und wollen mit ihm anstoßen!"

Lieschen brachte das Glas.

„Aber Frollein Lieschen das müssen Sie mir kredenzen!"

Sie sah ihn fragend an.

„Antrinken müssen Sie es!" lachte der Förster. „Lieschen unser Gast ist ein Kavalier!"

Lieschen lachte und trank einen guten Schluck.

Der Förster sah sie strafend an.

„Antrinken, Lieschen. Du hast mir nicht recht verstanden!"

„Ach was, Herr Förster, da schenken wir nochmals ein!"

Die Gläser klangen zusammen.

Und das nächste Wort, das der Förster sagte, was war es wohl?

Der Leser wird es sich denken können: „Spielen Sie Doppelkopf, Herr Wetter?"

*

Hans Trenk kam in das Stübchen hereingewedelt.

„Jochen!"

„Jawohl, mein Hans!"

„Du mußt schleunigst zur Bahn fahren und Gäste abholen. Der Vetter des Herrn Konsul mit Frau und zwei erwachsenen Kindern trifft in einer halben Stunde ein!"

„Gut, mein Junge! Und gibt's heute noch mehr solche Fuhren?"

„Morgen zum 11-Uhr-Zug mußt Du fahren, da kommen die anderen Gäste."

Jochen erhob sich.

„Also jut, in einer halben Stunde bin ich wieder hier."

„Sage dreiviertel, denn der Zug kommt erst in 24 Minuten" entgegnete Hans. „Hör mal, Dir scheints hier auch zu gefallen!"

„Ungeheuer gemütliche Jegend, Hans! Findst Du nicht auch? Sieh mal, dahinten der Schmollwinkel! Fein, wat?

Hans stimmte Jochen zu. Das Zimmer strahlte aber auch eine ungeheuere Behaglichkeit aus. Man fühlte sich vom ersten Augenblick an wohl in der Behausung.

Onkel Otto hatte Hans rasch ein Gläschen hingeschoben.

„Zur Stärkung!"

Hans nahm es und trank.

„Ja, Sie wundern sich, Herr Trenk! Aber so eine Hochzeit, die muß schon vorneweg und auch hinterher gefeiert werden! Ich habe mir gleich zweihundert Flaschen gutes Bier bestellt. Davon soll keine einzige umkommen. Prost, Herr Trenk!"

Jochen trank sein Glas aus und schritt nach der Garage.

Vorsichtig steuerte er den Wagen heraus und nach wenigen Sekunden raste der Wagen die Landstraße hinunter.

Er hatte noch etwa acht Minuten Zeit am Bahnhof, bis der Zug einlief.

*

Währenddessen schritt Arndt mit Rose durch die hohen lichtvollen Räume. Rose war froh wie ein Kind. Ein heimatliches Gefühl umfing sie

„Hier ist gut sein, Herbert!“ sagte sie dankbar.

„Ja! Ich liebe Bergfelde auch, Rose. Jedes Jahr bin ich hier gewesen und ich hoffe, daß wir immer wieder hierher zurückkehren. Ein Fleckchen muß sich der Mensch aussuchen, das er als seine Heimat ansieht. Bergfelde ist schon 150 Jahre im Besitze unserer Familie. Drum ist es mir Heimat. Ich bin auch hier geboren, Rose.“

„Und jetzt haben wir drei schöne Wochen vor uns, die wir auskosten wollen. Ich freue mich, wieder einmal durch die wogenden Erntefelder zu schreiten. Ist die Erde nicht am schönsten, wenn sie Frucht trägt?“

„Ja, Rose!“

Sie traten hinaus auf den vergrößerten Balkon und überschauten das Land, das sich in sanften Hügeln vor ihnen dehnte.

Das weite, schöne Land.

Goldene Sonne lag auf dem Lande und ließ das Gelb der Getreidefelder, das Grün der Wiesen, der Bäume leuchten.

Ihnen dünkte, als sei die Welt noch nie so schön gewesen wie in diesem Augenblicke.

Die Ankunft der Gäste riß sie aus ihren stummen Träumen.

Der Rechtsanwalt Udo Arndt mit seiner Familie war angekommen.

*

Alle kamen sie nicht nur Arndt, sondern auch seiner Braut mit größter Herzlichkeit entgegen.

Herbert freute sich und glaubte in den Augenblicken, daß sie von Herzen komme, aber er sah nicht das Zucken der Mundwinkel seines Vetters, als ihn die Tochter umarmte.

„Wir freuen uns ja so, Onkel, daß wir Deine Hochzeit mitfeiern dürfen!“ sagte Gerda und drückte dann Rose beide Hände.

Gerda fand den einfachen, herzlichen Ton, daß jeder andere hätte irre werden können, aber Udo kannte seine Tochter und er beschloß, aufzupassen, daß keine Dummheiten gemacht wurden.

Unter Lachen und Scherzen bezogen die Gäste ihre Zimmer.

Am Abend saß man gemeinsam im Speisezimmer.

Dieser Mahlzeit wohnte auch Hans mit bei.

Da sich die Unterhaltung mehr oder weniger auf Gebieten verwandtschaftlicher Natur bewegte, hatte er Muße, die Verwandten seines Chefs aus der Nähe ausführlich zu studieren.

Der Vetter des Chefs, dieser Rechtsanwalt machte einen ausgezeichneten Eindruck auf ihn. Der war bestimmt so aufrecht wie Arndt selber und seine Herzlichkeit dem Vetter gegenüber war ungekünstelt, die kam aus dem Innern. Udo Arndt war etwas größer als sein Vetter. Er trug auch im Gegensatz zu ihm einen dichten Vollbart, der ihn älter erscheinen ließ und seinem Wesen viel Würde gab.

Die Frau Udos gefiel ihm dagegen gar nicht. Sie, immer noch eine passable gepflegte Frau, hatte in ihrer Sprechweise etwas Geziertes. Wichtiges und wenn sie Rose ansah, dann schien das Gesicht förmlich verklärt. Sie jüngerte Rose förmlich mit Komplimenten, die übertrieben klangen.

Hans hatte das Gefühl, als wenn man vor dieser Frau auf der Hut sein müsse.

Gerda, die Tochter!

Groß, schlank, famos durchtrainierte Sporterscheinung, schönes gleichmäßiges Gesicht, gesunder Teint, etwas sehr braun mit blitzenden weißen Zähnen, wie aus einer Magazinreklame herausgeschnitten. Sie sprach viel, gab sich gern geistvoll, dann wieder mehr burschikos. Ihre Art war bestimmt charmant. Aber je länger er sie beobachtete — er fing einmal einen Blick auf, den sie mit der Mutter tauschte — um so mehr brach bei ihm die Ueberzeugung durch: Das Mädel ist die geborene Schauspielerin, eine von der Art, die keine Rücksichten kennen, sondern erbarmungslos alles beiseite stoßen, was sich dem Zweck, den sie erstrebt, nicht einordnen läßt. Ihre Stimme mühte sich, weich, angenehm zu sein, aber ein Ton war drin, der störte. Ganz klar wurde er sich an dem Abend über das Mädchen nicht.

Der vierte war Rolf, der Assessor.

Bei ihm fiel das Urteil nicht schwer, denn Rolf, ein ganz hübscher Bursche, besaß nicht den Nerv seiner Schwester. Er bemühte sich zwar angestrengt um die herzliche, biedere Art, die die Schwester so gut traf, aber es wollte nicht so recht gelingen. In Momenten, wo er sich unbeachtet glaubte, erschien auf seinem Gesicht seine wahre Miene, der Ausdruck des Blasierten herrschte dann vor, das junge Gesicht erschien müde, abgelebt und nichtssagend.

Zwischen dem Vater und den Kindern bestand kein Kontakt, das ahnte, das spürte er deutlich aus allem.

Hans fühlte sich überflüssig an der Tafel und überlegte, wie er sich nach Aufhebung der Tafel am besten davonmachen könne.

Als man das Speisezimmer verließ, trat er zum Konsul und sagte: „Ich bitte, mich zu beurlauben, Herr Konsul. Ich habe mit dem Inspektor noch verschiedenes zu besprechen.

Arndt nickte. „Natürlich, lieber Trenk, machen Sie es nur ganz nach Ihren Wünschen.“

Rose warf ein: „Hans, sagen Sie aber dem Lieschen, daß sie morgen früh einmal zu mir kommen soll. Sie muß mir bei verschiedenen Kleinigkeiten noch helfen!“

„Ich werde es ihr sagen.“

Er vermied den Namen Rose auszusprechen, denn er hatte gesehen, wie Gerdas Augen blitzartig aufleuchteten, als ihn Rose bei dem Vornamen nannte.

Er machte eine kurze Verbeugung und verließ das Schloß.

*

Die beiden Geschwister unterhielten sich vor dem Schlafengehen noch über die Eindrücke des Tages.

„Nun was sagst Du, Schwesterchen?“ fragte Rolf.

„Du meinst, was ich zu Frau Rose sage!“ Eine wunderhübsche Frau. Ich kann verstehen, daß Onkel Herbert sie gern zur Frau nimmt, um ihr mal seine Millionen zurückzulassen.“

„Traust Du Dir zu, ob Du etwas ausrichten kannst?“

„Auf alle Fälle, so oder so! Ich bin mir über alles klar! Zwölf Millionen oder noch etwas mehr, da heißt es das letzte wagen.“

„Du willst es versuchen?“

„Ja, erst das eine, dann das andere. Aber das hat Zeit! Auf alle Fälle müssen wir nach der Hochzeit wenigstens noch 14 Tage zu Gaste sein dürfen. Es wird nicht schwer halten, das bei dem Onkel durchzusetzen. Das andere findet sich dann. Hast Du übrigens gehört, daß Frau Rose diesen Herrn Trenk beim Vornamen nannte?“

„Ich hab's gehört und habe mich gleich ein bißchen über den Herrn Trenk erkundigt. Bei dem Chauffeur! Der ist gewaltig stolz auf seinen Freund, diesen Herrn Trenk! Also denke Dir, dieser Trenk ist der Jugendbekannte . . .!“

„Jugendgeliebte!“

„Nenn es wie Du willst. Also der Jugendgeliebte von Fräulein Rose.“

Ausführlich erzählte er, was er von dem redseligen Jochen erfahren hatte.

„Ist das nicht köstlich?“ fragte er die Schwester. „Läßt sich daraus nicht etwas Großartiges entwickeln? Einen gegen den anderen ausspielend auseinander hetzend. Das scheint mir nicht aussichtslos. Aber genug für heute! Wir reden weiter!“

Damit verließ er die Schwester, die noch lange wach lag und über eine schlimme Sache nachdachte.

Am anderen Morgen sah Lieschen, wie Jochen das Auto aus der Garage fuhr.

„Wohin geht die Reise?“

„Zum Bahnhof! Da sind noch vier Gäste abzuholen. Die letzten kommen morgen. Wie ist es, Lieschen, kommen Sie mal mit?“

Lieschen überlegte.

(Fortsetzung folgt)

In der Falle

Kriminalskizze von Alfred Brie.

Lastende Stille herrschte in dem großen Schwurgerichtssaal, als der Vorsitzende das Urteil verkündete, das den Verbrecher auf lange Jahre unschädlich machte; dann strömten die Zuhörer aufatmend ins Freie.

Ueberall wurden Stimmen laut, die die ausgezeichnete Kleinarbeit der Kriminalpolizei lobten . . .

Drei Herren, die sich mitten aus dem Gedränge ihren Weg ins Freie bahnten, horchten auf, als diese Lobesworte zu ihnen drangen, und der eine von ihnen wandte sich an einen Herrn in mittleren Jahren und sagte lachend: „Da hören Sie, Brauner, wie man Ihr Lob singt . . . Sie haben aber auch allerhand geleistet, das muß man sagen.“

Kriminalkommissar Brauner lächelte: „Besten Dank, Herr Doktor. Und zur Belohnung für Ihre Anerkennung werde ich Ihnen mal meinen ersten Fall erzählen und Ihnen beweisen, daß kein Meister vom Himmel gefallen ist.“ Sie betraten eine kleine gemütliche Weinstube in der Nähe und suchten sich ein ruhiges Plätzchen, dann begann Brauner:

„Dieser Fall, von dem ich sprechen will, war äußerst einfach, und trotzdem muß ich sagen, daß ich mich ganz und gar nicht wie ein Held benahm . . . Ich erhielt also eines Morgens von einer größeren Bank den Auftrag, mich nach einer ihrer Zweigstellen zu begeben, wo ich von einem der Direktoren erwartet würde. Als ich dort eintrat, sagte mir dieser Herr ohne Umschweife: ‚Herr Brauner, Ihre Aufgabe ist es, unseren Filialleiter, Herrn Williams‘ — er wies auf einen gut aussehenden jüngeren Herrn — ‚auf Schritt und Tritt zu bewachen und ihn nicht aus den Augen zu lassen. Verstehen Sie mich recht: er wird nicht verhaftet, sondern kann frei ein- und ausgehen, aber nicht einen Schritt, ohne daß Sie ihn begleiten. Sie sind dafür verantwortlich, daß er zur Stelle ist, wenn wir ihn brauchen.‘

Das war kurz und bündig, und als ich mit Herrn Williams allein war, erklärte er mir alles: Bei einer unvermuteten Kassenrevision hatte man einen großen Fehlbetrag entdeckt, und er entging einer sofortigen Verhaftung nur dadurch, daß er versprach, bis zum nächsten Tage das Manko auf Heller und Pfennig zu ersetzen . . .

‚Bis morgen‘, schloß Williams, ‚müssen Sie sich notgedrungen als meinen Gast betrachten, und ich werde sehen, Ihnen Ihren Dienst so leicht wie möglich zu machen.‘

Wenn es der Filialleiter darauf angelegt hatte, mit seiner rückhaltslosen Offenheit einen guten Eindruck auf mich zu machen, so war ihm dies nicht geglückt. Ich hatte hinter einem Garderobenständer einen Handkoffer bemerkt und beglückwünschte die Bank, noch rechtzeitig eingegriffen zu haben, denn einige Stunden später hätte sie wohl nicht mehr das Vergnügen gehabt, ihren Beamten an seinem Platz zu sehen . . .

Um vier Uhr wurden die Bankräume geschlossen, und einer der Diener besorgte die Post. Zufällig sah ich, daß Williams einen Brief zur Beförderung mitgab, der die Adresse eines anderen Detektivs trug, aber ich legte diesem Umstand keine größere Bedeutung bei.

Als wir die Räume verließen, wandte sich Williams an mich: „Ich habe eine Bitte an Sie, Herr Brauner . . . Da Sie mein Gast bis morgen sein müssen, wäre ich Ihnen zu Dank verpflichtet, wenn Sie meiner Frau gegenüber nichts von dem Auftrag, der Sie zu uns führt, verraten wollten.‘

‚Seien Sie unbesorgt‘, entgegnete ich, ‚von mir soll sie nichts erfahren.‘

‚Ich hätte einen Plan‘, meinte Williams nachdenklich, ‚der jeden etwa aufsteigenden Verdacht sofort zerstreuen würde. Ich erwartete heute einen früheren Kollegen, einen Herrn Bernhardi, aber er schrieb mir, daß er erst morgen kommen könne. Darf ich Sie meiner Frau als Herr Bernhardi vorstellen?‘

Ich hatte nichts dagegen einzuwenden, und wir fuhren nach seiner Wohnung, wo er mich mit seiner Frau, einem reizenden, jungen Geschöpf, unter dem Namen Bernhardi bekanntmachte. Sie nahm mich sehr liebenswürdig und aufmerksam auf, und der Abend verlief angenehmer, als ich erwartet hatte. Als Williams und ich später bei einem Kognak und einer Zigarre allein saßen, fragte er mich: „Haben Sie als Detektiv eigentlich eine Legitimation bei sich?“

‚Selbstverständlich‘, sagte ich und zeigte ihm die Legitimationskarte, die ich stets bei mir trug. Er erhob sich, um näher ans Licht zu gehen, stolperte über den Teppich, und die Karte flog in den offenen Kamin, wo sie, bevor ich hinzuspringen konnte, ein Raub der Flammen wurde.

‚Ich bitte tausendmal um Entschuldigung‘, stammelte Williams verlegen. Aber ich beruhigte ihn, daß der Verlust von nicht allzu großer Bedeutung sei. Eben wollten wir zur Ruhe gehen, als es draußen an der Haustür läutete. Das Mädchen öffnete und zwei Herren betraten das Zimmer.

‚Herr Williams?‘ fragte der eine.

‚Sie wünschen . . .?‘

‚Ich möchte Herrn Bernhardi sprechen.‘

‚Bitte‘, sagte der Hausherr und zeigte auf mich.

Der Fremde trat auf mich zu: ‚Ich muß Sie bitten, mich zum Polizeipräsidium zu begleiten, Herr Bernhardi.‘

‚Weshalb?‘

‚Machen Sie keine langen Geschichten, Bernhardi. Wenn Sie nicht gutwillig mitkommen, müssen wir Sie fesseln.‘

‚Aber das ist ja Unsinn!‘ rief ich wütend. ‚Ich bin der Detektiv Brauner und habe den Auftrag, diesen Herrn hier nicht aus den Augen zu lassen. Hier ist meine Legitimation . . .‘ Ich hielt erschreckt inne, denn in diesem Augenblick fiel mir ein, daß die Papiere ja im Kamin lagen.

‚Ist das Herr Bernhardi?‘ fragte der Beamte Williams. ‚Die Beschreibung stimmt, und der Chef erhielt heute einen anonymen Rohrpostbrief, daß er sich in Ihrem Hause aufhält.‘

Williams nickte mit einem fatalen Lächeln und ich sah ein, daß mit Gewalt nichts zu machen war. Ich folgte den beiden Beamten, die sich bei Williams wegen ihres späten Eindringens entschuldigten, nach dem Polizeipräsidium. Am nächsten Morgen klärte sich die Geschichte natürlich auf. Ich durfte gehen, aber Williams war inzwischen verschwunden . . .

Er hatte Bernhardi als einen lange gesuchten Defraudanten gekannt und sich durch dieses Manöver von meiner unerwünschten Gesellschaft zu befreien gewußt.“

Brauners Zuhörer lachten herzlich und einer fragte: „Haben Sie Williams je wieder gesehen?“

Der Kriminalbeamte nickte zustimmend: „Vor noch nicht so langer Zeit. Er trug einen fabelhaften Brillanten an der Hand und plauderte angeregt mit dem Bankdirektor, der ihn damals verhaften lassen wollte . . .“

Maifreude

„Der Mai ist gekommen . . .“ So klingt's jetzt wieder durch Wald und Feld, aus dem Mikrophon, aus den Schulstuben, aus den Büros und Werkstätten. Es ist das Lied, das dem deutschen Gemüts- und Naturempfinden entspricht. Denn kaum ist in der zivilisierten Welt der Mensch so naturverbunden und naturbegeistert wie der Deutsche. Und wenn im Frühjahr nach stürmischer, garstiger Vorfrühlingszeit überall an Baum und Strauch die ersten grünen Blättchen sich entfalten, wenn draußen im Feld und im Garten die ersten lichtgrünen Grashälmchen sich ans Licht wagen und über all diesem Auferstehen in der Natur goldener Sonnenschein sich ausbreitet, wenn der Gesang der Vögel mit anbrechendem Tag zu jubilierenden Akkorden sich vereinigt und die ersten weißen und rosa Blütenknospen sich öffnen, dann ist deutscher Mai. Ob Jung, ob Alt, alles wird von der wundersamen Frühlingszeit erfaßt, und neues Hoffen und neues Glauben erfüllt die Herzen. In diesem Jahre feiern wir das Kommen des Mai noch besonders freudig. Denn diesmal wird uns zum erstenmal der Aerger über die Verquickung von altem deutschen Brauch und politischer Demonstration erspart, wie wir ihn durch die roten Maifeiern alljährlich erlebten. Mit dem Umschwung der politischen Verhältnisse in Deutschland wird der 1. Mai zu einem wirklichen Feiertag des deutschen Menschen, deutscher Arbeit, gestaltet. Schaffende Arbeit und erwachendes Leben grüßen den 1. Mai als Sinnbild der Unvergänglichkeit, des Aufbaues, des Sieges der Kraft und der Jugend. Bei unseren Altvorderen stand der 1. Mai schon immer in großer Achtung und im Mittelpunkt kirchlicher und profaner Feiern. Den alten Germanen galt der 1. Mai als der Tag des Auszuges des heiligen Lenzes, der Jugend. Viele Sagen und Gebräuche ranken sich um den Maibaum, der besonders in den ländlichen Gebieten auf dem großen Dorfplatz aufgerichtet wurde, und den wir heute noch zu Pfingsten als grüne Maien vor und in den Häusern wiederfinden. Immer wieder aber können wir feststellen, daß der deutsche Mensch den 1. Mai, der herrlichen Frühlingszeit, seine besondere Huldigung brachte, weil sich mit ihm die Gewißheit eines neuen Lebens verband. Die Arbeit wurde wieder zur Freude und zum inneren Erleben. Darum auch feiern wir in diesem Jahre am 1. Mai den Tag der nationalen Arbeit als Ausdruck nationalen Wollens und nationalen Glaubens. Die Arbeit soll wieder innere Genugtuung und Befriedigung schaffen, sie soll uns das Bewußtsein unserer nationalen Stärke und unseres nationalen Auferstehens geben.